



Unverkäufliche Leseprobe

Tate Hallaway Das Bisschen Flitterwochen



320 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8620-0

© 2011 LYX verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH.

1.

DIE LIEBENDEN

ASTROLOGISCHE ÜBEREINSTIMMUNG: ZWILLINGE

Flitterwochen mit dem Vampir-Ehemann in Transsylvanien – was könnte es Schöneres für eine Hexe geben?

Na ja, wie wär's zum Beispiel damit, dass ausnahmsweise mal alles genau nach Plan verläuft und dieses Flugzeug noch in diesem Leben zur Startbahn rollt?

Die Leute aus Minnesota sagen bei solchen Gelegenheiten gern »Könnte schlimmer sein« oder »Ich kann nicht klagen«, aber ich lebe jetzt schon seit ein paar Jahren in Madison, Wisconsin, also braucht mir damit keiner zu kommen. Außerdem wäre meine Hochzeit fast ein Fehlschlag geworden, weil Sebastians Ex Teréza aufgetaucht war, die zudem noch ein Zombie ist. War es denn da wirklich zu viel verlangt, dass meine Flitterwochen wenigstens eine Spur besser ausfielen?

Ich hätte mich ja vermutlich gar nicht beklagt, wenn die Fluglinie nicht solchen Mist gebaut hätte, dass sie Sebastian und mich nicht in der ersten Klasse unterbrachten, sondern uns Plätze gaben, die zwei Sitzreihen voneinander getrennt waren. Ich saß eingezwängt zwischen einem Sumoringer und einem Teenager mit strähnigem Haar, dessen MP3-Player so laut lief, dass ich jedes von SlipKnot herausgebrüllte Wort verstehen konnte.

Und dann war da auch noch das Essen mit meinen Cousins und Cousinen aus Minnesota gewesen, die es nicht zu meiner

Hochzeit geschafft hatten. Meine Mutter war nicht davon abzubringen gewesen, dass wir sie besuchen, bevor wir unsere Flitterwochen antreten, obwohl Sebastian und ich mit der ultrakonservativen, fundamentalistisch christlichen und Fleisch essenden Seite meiner Familie überhaupt nichts gemeinsam haben. Mein Magen beklagte sich noch immer darüber, dass ich aus Höflichkeit etwas von dem in Speck gewickelten und in vor Fett triefender Marinade schwimmenden Hühnchen gegessen hatte. Ich glaube, bei ihnen gab es im ganzen Haus nicht ein winziges Stückchen Gemüse. Und dann erst das Hochzeitsgeschenk! Wer würde schon ernsthaft eine schwere antike Porzellanfigur, die zwei Engel darstellte, den ganzen Weg bis nach Europa mitschleppen? Natürlich hätten wir sie mit der Post nach Hause schicken können, aber dafür reichte die Zeit nicht mehr, weil das Unwetter anrückte und wir unseren Flug erwischen mussten.

Ich wollte dieses grässliche Ding gar nicht erst in meine Nähe lassen, und Sebastian scherzte, wir sollten es einfach irgendwo am Straßenrand liegen lassen. Doch das Geschenk kam von lieben Verwandten, und jetzt nahm es wertvollen Platz in meinem Koffer weg.

Mein Magen grollte vor Missvergnügen.

Der Heavy-Metal-Basslauf stampfte im gleichen Rhythmus, in dem mein Kopf dröhnte.

Konnten wir nicht wenigstens endlich starten?

Ich verdrehte meine Hüften auf dem schmalen Sitz und sah um den Bauch des Passagiers auf der anderen Seite herum aus dem Fenster auf die glänzende Tragfläche.

Zugegeben, Sebastian und ich hätten uns für die Flitterwochen keine schlechtere Jahreszeit aussuchen können. Aber wegen der Feiertage zum Jahreswechsel waren die Flüge wenigstens im Sonderangebot. Graupelschauer regneten vom

deprimierend grauen Himmel herab. Die gestrige Fahrt von Madison zum Saint Paul/Minneapolis International Airport war schon bedrückend gewesen. Ohne diese »Oh-ich-versehentlich-dir-du-wirst-dich-prächtigt-mit-ihnen-verstehen«-Cousins und -Cousinen wären wir schon vor langer Zeit in Richtung Süden zum O'Hare gefahren und von dort ohne Umsteigen nach Österreich geflogen, aber nein ... Stattdessen hatten wir dem Glatteis auf den kurvigen Abschnitten der Interstate 94 getrotzt, bei dem ich mir nicht anders zu helfen wusste, als mich so sehr in die Armlehne zu verkrallen, dass meine Knöchel weiß hervortraten. Der Schneefall begann dann irgendwann mitten in Menomonee, und danach war das Wetter immer schlechter und schlechter geworden. Ehrlich gesagt hatte es mich gewundert, dass sie uns überhaupt an Bord gehen ließen. Ich war davon überzeugt gewesen, dass der Flug gestrichen werden würde.

Irgendwie wünschte ich mir sogar, sie würden ihn streichen. Dann könnten Sebastian und ich uns in eine Pension zurückziehen und, unter einer kratzigen Decke eng aneinandergekuschelt, über unsere Missgeschicke lachen.

Eigentlich hätte es mir schon gereicht, wenn wir nebeneinander hätten sitzen können.

Ich drehte mich um, weil ich Sebastian einen Blick zuwerfen wollte, da rammte mir der Teenager den Ellbogen in die Brust. Mein Magen machte einen Satz und rief mir zu: »Du fällst, halt dich irgendwo fest!« Ich rieb über die Stelle, an der er mich getroffen hatte, während der Junge eine Entschuldigung murmelte. Dann lehnte ich meinen Kopf gegen das Kissen und wartete, bis das Schwindelgefühl nachließ.

Schon seit ein paar Wochen hatte ich immer wieder mal mit diesem eigenartigen Schwindel zu tun.

Genau genommen machte der sich immer dann bemerk-

bar, wenn mich jemand berührte. Fast so wie eine magische Rückkopplungsschleife, die entstand, sobald meine Aura unerwartet mit einer anderen zusammenstieß.

Manchmal sah ich dann auch noch Doppelbilder.

Vermutlich hätte ich meinem frischgebackenen Ehemann davon erzählen sollen, bevor wir den Flug nach Wien buchten, aber ich wollte nicht, dass er sich Sorgen machte. Sebastian und ich hatten schon eine Menge Abenteuer erlebt – total verrückte Sachen mit Zombies, Gestaltwandlern und vormals toten Zigeuner-Exfreundinnen. Und ich wollte uns nicht mit etwas belasten, das sich anschließend als nichts weiter als eine Hexenaura-Grippe entpuppte.

Ich rieb über meinen Nasenrücken, während meine Stirnfalten sich etwas mehr vertieften. Noch bevor wir uns auf den Weg gemacht hatten, hatte ich einen Lass-alles-ganz-normal-ablaufen-Zauber gewirkt, weil Sebastian und ich dazu neigten, Probleme wie magnetisch anzuziehen. Keine große Sache. Ich hatte nur eine Kerze anzünden und ein paar hastige geistige Bilder entstehen lassen müssen, bevor wir mit Ziel Minneapolis aufgebrochen waren. Ich konnte nur hoffen, dass Mátyás meiner Bitte nachgekommen war und die Kerze wieder ausgeblasen hatte.

Mátyás war Sebastians unsterblicher Sohn, ein halber Vampir, der nun zu meinem Stiefsohn geworden war. Das war eine Sache, an die ich mich erst noch gewöhnen musste. Mátyás und ich kamen nicht immer gut miteinander aus. Und jetzt waren wir auf einmal miteinander verwandt.

Über die Bordsprechanlage entschuldigte sich der Captain für die anhaltende Verzögerung, was ich nur mit einem verärgerten Schnauben kommentieren konnte. Hatte mein Normalitätszauber eigentlich überhaupt irgendwas bewirkt?

Angesichts der vielen Probleme, mit denen wir auf dieser

Reise bislang kämpfen mussten, hätte ich eigentlich an meinen Fähigkeiten als erfolgreiche Hexe zweifeln können, wäre da nicht die Tatsache gewesen, dass anderen Leuten nachgesagt wurde, sie seien »Göttinnen«, während ich wirklich eine war. Okay, genau genommen verhielt es sich eigentlich so: In mir hatte sich eine Göttin namens Lilith in Vollzeit niedergelassen, nachdem ich SIE versehentlich an mich gebunden hatte, als ich Hilfe benötigte, um Kojote, einen diebischen indianischen Gott, zu schlagen.

Das Gute daran war, dass ich Lilith herbeirufen konnte, wenn Sebastian und ich von Zombies und anderem Zeugs angegriffen wurden, aber das Schlechte daran war, dass es sich bei ihr um die Königin der Hölle und Mutter aller Dämonen handelte.

Und noch schlimmer war bei dem Ganzen, dass es immer schwieriger wurde, uns zu trennen, je länger wir eins waren. O ja, ich wurde langsam, aber sicher zu einem richtigen Miststück. Nette Sache, wie? Heute konnte ich das ganz deutlich fühlen. Vorsichtig änderte ich meine Sitzposition, da ich voller Ungeduld darauf wartete, dass sich die Maschine endlich in Bewegung setzte. Es schneite unablässig weiter.

Nichts gegen Sebastian, trotzdem wünschte ich mir, wir hätten uns ein wärmeres Ziel ausgesucht – die Bahamas, Tahiti, meinerwegen sogar Griechenland.

Dabei fiel mir ein, dass ich ja sogar zwei Göttinnen mit mir herumtrug. Da Lilith diese dunkle Seite besaß und dazu neigte, alles zu zerstören, was SIE berührte, hatte ich während der letzten großen Krise eine andere Göttin um Hilfe angerufen – Athena. Sie konnte sich irgendwo ganz in der Nähe aufhalten, weil ich ihr sozusagen versprochen hatte, mein Leben ihrer Anbetung zu verschreiben, wenn sie mir im Gegenzug half.

Inzwischen hatte ich so meine Zweifel, ob das wirklich eine so gute Idee gewesen war.

Allmählich bekam ich das Gefühl, dass mein Körper vielleicht ein bisschen überlaufen war und dass dieser wiederkehrende Schwindel damit etwas zu tun haben könnte. Vielleicht stritten sich Lilith und die neue Göttin ja darüber, wem die Kontrolle über meinen spirituellen Grund und Boden zustand.

Der Lautsprecher über mir erwachte knisternd zum Leben, und der Captain ließ uns wissen, dass wir starten würden, sobald der Enteiser Wirkung zeigte. Der Göttin sei Dank ... jener Göttin in mir, die meine Gebete erhört hatte!

Mit dem Knie berührte der Sumoringer mein Bein, und wieder verspürte ich dieses desorientierende Gefühl, als würde die Welt unter meinen Füßen ein Stück verschoben werden. Eine Sekunde lang hoffte ich schon, das Flugzeug könnte sich in Bewegung gesetzt haben, doch ein Blick aus dem Fenster machte diese Hoffnung gleich wieder zunichte.

Und es sah nicht danach aus, dass wir so bald hier wegkommen würden, schließlich hatte sich inzwischen eine Frostgigantin auf der Tragfläche niedergelassen.

Augenblick mal! Was?

So wie im Film, wenn jemand nicht glauben wollte, was er sah, schaute ich nochmals hin. Ja, natürlich, sie hockte da draußen auf der Tragfläche, an ihrer Seite ein großer schwarzer Wolfshund. »Gigantin« war eigentlich eine etwas irreführende Bezeichnung, denn so riesig war diese Frau gar nicht. Allerdings besaß sie die Statur eines Linebackers und genügend magische Energie, um den Eindruck zu erwecken, dass sie groß war. Sie kauerte auf der Tragfläche, ihr blassgoldenes Haar, das sie zur Prinz-Eisenherz-Frisur

geschnitten trug, bewegte sich so gut wie gar nicht, während ihr Pelzmantel im heulenden Wind wie verrückt flatterte. Der Blick ihrer eisblauen Augen suchte meinen, und dann lächelte sie diabolisch.

Hey, das war nicht irgendeine Frostgigantin – ich kannte sie!

Das war Fonn, die Eissturm-Dämonin und Frostgigantin, die letzte Weihnacht versucht hatte, Sebastians Geburtstag zu ruinieren.

Trotz meines Schwindels stieß ich den Sumo-Typen an. »Hey«, sagte ich. »Sehen Sie die Frau da draußen?«

Gehorsam schaute er aus dem Fenster, dann warf er mir diesen Blick zu, als wäre ich William Shatner aus dieser einen *Twilight Zone*-Episode. »Da draußen ist niemand, Lady.« Ich glaube, wenn er Platz dafür gehabt hätte, wäre er ein Stück von mir weggerutscht.

»Ehrlich nicht?« Als ich das letzte Mal mit Fonn zu tun gehabt hatte, war jeder in der Lage gewesen, sie zu sehen, und dem Fahrer eines Schneeflugs hätte sie fast das Leben ausgesaugt.

Ich rieb mir die Augen und sah noch mal hin. Fonn war immer noch dort, und jetzt winkte sie mir sogar zu.

»Sie sehen da wirklich nichts?«, vergewisserte ich mich.

Der Hund wedelte vergnügt mit dem Schwanz. Wie ein Labrador, dem man eine ordentliche Dosis Steroide verabreicht hatte, sprang er am Fenster hoch und schaute mich an. Dabei drückte er seine große schwarze Nase gegen die Scheibe.

Ich erschrak darüber so, dass ich dem Teenager fast die Ohrstöpsel herausriss.

»Hey, Vorsicht, Lady!«

»Sorry«, erwiderte ich und legte eine Hand auf meinen rebellierenden Magen. Dann löste ich den Sicherheitsgurt

und stand auf. Die feuchte Hundeschnauze hatte das Fenster gehörig verschmiert.

»Das sieht wirklich keiner?«, fragte ich und zeigte nach draußen. »Sie sehen da draußen auf der Tragfläche keinen schwarzen Hund und auch keine große alte Frostgigantin, die mit mir noch eine Rechnung offen hat?«

Immerhin hatten Sebastian und ich ihr Frostschutzmittel ins Gesicht geschüttet, weshalb sie womöglich ein *klein bisschen* sauer auf mich war.

Eine Flugbegleiterin in hochhackigen Schuhen kam durch den Gang zu mir. »Ma'am?«, fragte sie und sah mich mit angespannter Miene an.

Ich schaute zu Sebastian und bemerkte, dass die anderen Flugbegleiterinnen mich nervös beobachteten.

Draußen vor dem Fenster grinste mich Fonn an. Sie war näher gekommen und zeigte mit ihrem langen, knöchigen Finger zunächst auf mich, dann auf den Boden. Ich musste nicht hören, was sie sagte, als sie die Lippen bewegte. Ihre Botschaft war auch so eindeutig: *Mit dir wird's abwärtsgehen.*

»Setzen Sie sich hin«, knurrte mich der Teenager an und steckte die Stöpsel zurück in seine Ohren. »Sie machen hier alle verrückt.«

»Geht es Ihnen nicht gut, Ma'am?«, fragte die Flugbegleiterin in einem Tonfall, der so aalglatt war wie ihre Dienstbekleidung und so verkrieffen wie der Knoten, der ihr hellblondes Haar zusammenhielt.

Sebastian, der zwei Reihen hinter mir saß, zog fragend eine Augenbraue hoch, als wollte er sich erkundigen, ob mit mir alles in Ordnung war. Ich schüttelte den Kopf, und sofort löste er ebenfalls den Gurt, damit er aufstehen konnte.

»Ma'am, wenn Sie sich bitte hinsetzen würden ...« Die nervöse Flugbegleiterin verfiel in einen herrischen Tonfall,

der verriet, dass ich ihr Angst machte. Mir fiel auf, dass eine andere Flugbegleiterin ihren ursprünglichen Platz verlassen hatte und nun so stand, als bewachte sie die Tür zum Cockpit.

Praktisch jeder schaute mich so an, als hätte ich vor, uns alle umzubringen. Welche Ironie, dass niemand die wahre Gefahr sah! Fonn stand auf der anderen Seite des Fensters und kicherte gehässig.

»Ähm«, begann ich, ohne zu wissen, was ich eigentlich sagen sollte. »Ich würde gern ... Wissen Sie, vielleicht könnte ich den nächsten Flug nehmen? Ja?«

Sebastian kam durch den Gang und stellte sich zu der blonden Flugbegleiterin, eine weitere Frau war ihm dicht auf den Fersen und bewegte sich, als wollte sie sich auf ihn stürzen und zu Boden reißen.

Ehrlich gesagt konnte ich sogar verstehen, warum die Stewardessen Angst vor Sebastian hatten. Auch wenn er in der Lage war, sich am helllichten Tag nach draußen zu begeben, hatte seine seidige, fließende Art, sich zu bewegen, etwas Unnatürliches an sich. Wegen der stickigen Luft in der Kabine hatte er seine Jacke ausgezogen, und so war deutlich zu sehen, welche Muskeln sich unter seinem eng anliegenden schwarzen Hemd befanden. Die dazu passende Jeans betonte seine schlanken Beine. Lange schwarze Haare umrahmten ein ansatzweise aristokratisches Gesicht, das ein klein wenig unrasiert wirkte. Er hatte etwas von einem Wolf, mit dem man sich besser nicht anlegte, wenn man nicht von ihm gefressen werden wollte.

Und das alles war sehr verlockend, aber das war natürlich nur meine persönliche Meinung zu dem Thema.

So wie die Flugbegleiterinnen ihn ansahen, hatten sie von ihm einen ganz anderen Eindruck.

»Sir!« Die Stewardess, die Sebastian folgte, hätte ihn fast

umgerannt, als er abrupt stehen blieb. Ich hatte das Gefühl, von allen Seiten bedrängt zu werden. Der Teenager und der Sumoringer warfen mir wütende Blicke zu.

Hätte Fonn da draußen nicht Snoopys Freudentanz aufgeführt, dann wäre ich sicher in meinen Sessel gesunken und vor Verlegenheit gestorben.

»Was ist los, Darling?«, wollte Sebastian wissen, der von den anderen keinerlei Notiz nahm.

Alle lauschten aufmerksam darauf, was ich antworten würde, also konnte ich ihm nicht die Wahrheit sagen. »Ich glaube, wir sollten diese Maschine verlassen.« Dabei deutete ich mit einer Kopfbewegung auf das Fenster.

Sebastian beugte sich vor und schaute durch die kleine ovale Öffnung, schließlich warf er mir einen fragenden Blick zu.

Wieder zuckte ich mit dem Kopf, damit er genauer hinsah.

»Sie glaubt, da draußen ist ein Monster«, warf der Sumoringer ein, um Sebastian auf die Sprünge zu helfen.

Ich sah ihn zornig an. Der Kerl war eindeutig *nicht* aus Minnesota. Hier im von Skandinavien bevölkerten Mittleren Westen behielten die Leute ihre Meinung für sich, wenn sie nicht gefragt wurden.

»Halten Sie die Klappe«, herrschte ich ihn an, weil ich allmählich in Panik geriet und nicht wusste, was ich sonst sagen sollte. Mir fiel auf, dass ein paar Leute auf meiner Seite tatsächlich die Jalousien nach oben schoben, um nach draußen zu schauen. Dummerweise bestätigte keiner von ihnen, was ich beobachtet hatte.

Alle starrten mich an, als hätten sie eine Verrückte vor sich. Nur nicht Sebastian, der mich tonlos fragte: *Ein Monster?*

Ich nickte.

»Ich rate Ihnen dringend, sich wieder hinzusetzen«, for-

derte die Stewardess ihn auf, die Sebastian auf den Fersen gewesen war. Sie machte den Eindruck, jeden Moment nach seinem Ellbogen greifen zu wollen, um ihn zu seinem Platz zurückzubringen. Stattdessen zog sie aber nur an seinem Ärmel.

Es war Sebastian anzusehen, dass er es nicht mochte, angefasst zu werden. Er kniff die Augen zusammen und baute sich vor der Stewardess zu seiner ganzen stattlichen Größe auf, während er auf sie herabsah. »Meine Frau und ich werden diese Maschine verlassen«, erklärte er in einem Tonfall, der keinen Widerspruch zuließ. Ich roch Zimt und gebackenes Brot und wusste, er setzte seine Vampir-Magie ein, um seinen Willen durchzusetzen. »Veranlassen Sie alles Notwendige!«

Irgendwer – ich glaube, es war der Teenager – stöhnte missmutig auf.

Die Stewardessen schüttelten alle ablehnend und frustriert den Kopf. »Das ist unmöglich«, sagte eine von ihnen. »Wir müssen den Sicherheitsdienst rufen«, warf eine andere ein. »Ich werde den Captain alarmieren«, meldete sich eine Letzte zu Wort und lief dann sofort in Richtung Cockpit davon.

Nachdem die meisten Flugbegleiterinnen den Gang geräumt hatten, kehrte Sebastian zu seinem Platz zurück und holte seine Tasche aus dem Gepäckfach über den Sitzen. Ich machte einen Schritt über den Teenager hinweg und öffnete mein Gepäckabteil. Da ich vergessen hatte, wie schwer die Porzellanfigur war, rutschte mir die Tasche beinahe aus den Händen und hätte fast den Jungen erschlagen. »Sorry«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Sie spinnen ja total.«

Fonn winkte mir neckisch zu.

»Ganz genau«, erwiderte ich und legte die Tasche über meine Schulter, dann kam Sebastian mit seinem Gepäck zu

mir. Jede unserer Bewegungen wurde von den anderen Passagieren aufmerksam und argwöhnisch verfolgt. Ein kleiner Junge stand auf seinem Platz und sah mir nach, während er in der Nase bohrte.

Frische kalte Luft strömte in die Kabine. Drei bewaffnete Soldaten der Nationalgarde kamen herein und sahen sich um, eine Flugbegleiterin zeigte auf uns. Daraufhin schulterten die Männer ihre Waffen und näherten sich Sebastian und mir.

»Bist du dir ganz sicher?«, flüsterte Sebastian mir zu.

Ich warf einen letzten Blick in Fonns Richtung, die ihr Gesicht gegen das Glas gedrückt hatte und zu überlegen schien, was wohl gerade im Inneren der Maschine vor sich ging. Beim Anblick der Soldaten legte sie die Stirn in Falten, und ich musste mich davon abhalten, ihr eine Nase zu drehen und »Ätschibätsch« zuzurufen.

Die Soldaten konzentrierten sich ganz auf Sebastian und nahmen von mir nur nebenbei Notiz. »Kommen Sie mit, Sir!«, sagte ein ernst dreinblickender junger Mann mit einem Anflug von Sommersprossen auf dem Nasenrücken. Sein Blick zuckte einmal kurz zu mir. »Ma'am.«

Es war nicht so, als hätten wir eine andere Wahl gehabt. Wie sich herausstellte, war je ein Soldat für jeden von uns geschickt worden, während sich der dritte um das Gepäck kümmerte, das man vermutlich komplett auseinandernehmen würde. Ich konnte nur hoffen, dass sie die Engelsfigur nicht für eine Art Waffe hielten.

Sie flankierten uns zu beiden Seiten, und mir gefiel gar nicht, dass sie Waffen bei sich führten. Ich drückte mich an Sebastian, der mich aufmunternd anlächelte, während wir an all den anderen Passagieren vorbei zur Tür gingen.

Auf dem Weg zum Ausgang bemerkte ich, dass ein Mann in einem unauffälligen Anzug, mit kurzen braunen Haaren

und großen traurigen Augen aufstand und sein Gepäck aus dem Fach über seinem Platz holte. Die übrigen Passagiere machten alle den Eindruck, als wollten sie jeden Moment fluchtartig das Flugzeug verlassen.

Die Gangway war wieder an die Maschine herangefahren und befestigt worden, der Wind heulte und zerrte so heftig daran, als wollte er sie abreißen. Vielleicht versuchte er das tatsächlich, immerhin war Fonn wahrscheinlich stinksauer auf mich, weil ich ihren Plan durchkreuzt hatte.

»Übles Wetter«, meinte einer der Soldaten.

Gerade wollte ich mich auf ein bisschen Small Talk einlassen, da wurde mir gesagt, dass ich in die eine, Sebastian in die andere Richtung weitergehen sollte.

»Augenblick mal!«, rief ich. »Ich will bei meinem Mann bleiben!«

Jemand packte mich am Handgelenk. Sofort wurde mir wieder schwindlig, und ich fürchtete, jeden Moment in Ohnmacht zu fallen.

»Es wird nichts passieren«, versicherte mir Sebastian.

Als ich weggebracht wurde, verdrehte ich die ganze Zeit meinen Hals, um nach Sebastian zu sehen, bis er aus meinem Gesichtsfeld verschwunden war. Na großartig, jetzt musste ich meine Flitterwochen auch noch ohne meinen Ehemann verbringen!